

Jugend, Konsum und Maßlosigkeit: ein unausweichlicher Zusammenhang?

Oelkers, Jürgen

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Oelkers, J. (2009). Jugend, Konsum und Maßlosigkeit: ein unausweichlicher Zusammenhang? *SWS-Rundschau*, 49(1), 50-66. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-250347>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Jugend, Konsum und Maßlosigkeit – ein unausweichlicher Zusammenhang?

Jürgen Oelkers (Zürich)

Jürgen Oelkers: *Jugend, Konsum und Maßlosigkeit – ein unausweichlicher Zusammenhang?* (S. 50–66)

Viele Medien gehen heute davon aus, dass Kinder und Jugendliche durch exzessive Teilhabe an der Konsumkultur zur Maßlosigkeit erzogen werden. Dabei werden Einzelfälle generalisiert, die das vorausgesetzte Bild bestätigen sollen. Tatsächlich haben sich die Bedingungen des Aufwachsens massiv verändert. Der Artikel zeigt den historischen Wandel von Kindheit, Jugend und Erziehung auf und vertritt die These, dass sich Kinder und Jugendliche unausweichlich auf Bedingungen der Konsumkultur einlassen müssen, ohne dadurch »maßlos« zu werden. Diese Opfertheorie verkennt, wie Kinder und Jugendliche mit den Lernaufgaben in ihrem Erfahrungsfeld umgehen und was sie konkret tun, um sich auf Konsum einzustellen. Einen »unausweichlichen« Zusammenhang zwischen Konsum und Maßlosigkeit gibt es nicht.

Schlagworte: Jugend, Geschichte, Konsum, Erziehung, Autonomie

Jürgen Oelkers: *Youth, Consumption and Immoderateness – an Unavoidable Connection?* (pp. 50–66)

It is being widely assumed in the media today that too much participation in consumer culture teaches excess and immoderateness to children and youth. Based on individual cases, generalizations are drawn, which should confirm such impressions. And indeed, there have been massive shifts in the conditions and circumstances of growing-up. The article describes the historic change in childhood, youth and education, and presents the thesis that while it appears unavoidable that children and youth must get involved with the conditions of consumer culture, they should not become »excessive«. This victim theory fails to recognize how children and youth deal with learning tasks in their world of experience and how they concretely adjust and adapt to consumer culture. There is no »unavoidable« connection between consumption and immoderateness.

Keywords: youth, history, consumption, education, autonomy

1. Einleitung

Viele heutige Kommentatorinnen und Kommentatoren gehen davon aus, dass die Erziehung »bedroht« sei, entweder weil die Eltern ihre Verantwortung nicht mehr wahrnehmen oder weil sich die Kinder und Jugendlichen nicht länger an das halten, was ihnen die Eltern und Lehrkräfte vorgeben und abverlangen. Daher ist in der (deutschsprachigen) Diskussion der letzten Jahre von einer »großen Krise« der Erziehung die Rede, die nur mit einer mindestens ebenso großen Umkehr zu bewältigen sei (siehe dazu Bueb 2006, Winterhoff 2008).

Tatsächlich haben sich in den letzten vierzig Jahren in der westlichen Welt die Bedingungen des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche massiv verändert, aber nicht weil die Generation der »Achtundsechziger« diese Entwicklung auf geheimnisvolle Weise hat manipulieren können, sondern weil langfristige Trends verstärkt worden sind. Dazu gehören:

- Wandel der Familien und sinkende Kinderzahlen,
- steigender Wohlstand und höhere Bildung,
- die Akzeptanz einer neuen Rollenverteilung der Eltern,
- die aktive Erziehungsverantwortung der Väter
- und nicht zuletzt die liberale Überzeugung, dass Erziehung auf Wechselseitigkeit beruht.

Kinder und Jugendliche lassen sich nicht einfach »er-ziehen«, also durch Dritte von einem tieferen in einen höheren Zustand bringen, sondern müssen auf sinnvolle Weise an der Erziehung beteiligt werden. Das scheint vielen Autorinnen und Autoren, die sich heute zu Fragen der Erziehung äußern, nicht zu gefallen. Ihre Alternativen sind geprägt von dem Gedanken, dass jetzt endlich Schluss sein müsse mit dem Gerede von der »Partnerschaft« zwischen Eltern und Kindern und sich das empfiehlt, was die »härtere Gangart« oder etwas vornehmer »Pflicht zu führen« genannt wird (Bueb 2008). Der Ausdruck »härtere Gangart« stammt bekanntlich aus der Pferdedressur, und er unterstellt in der Übertragung auf Erziehung, dass eine Fehlentwicklung korrigiert werden muss, deren Schuldige klar benannt werden können. In der Schweiz ist auch von der »Kuschelpädagogik« die Rede, die niemand je gesehen hat und die doch durch klare Führung ersetzt werden soll.

Wer aus eigener Anschauung erlebt hat, wie autoritär die Versammlungen der »Achtundsechziger« abliefen, der wird ihnen die »anti-autoritäre Erziehung« eher nur als Lektüre zutrauen. »Summerhill« war ein *Buchtitel* (Neill 1965) – dort gewesen ist damals kaum jemand. Das Thema hatte auch keinen Kontext. Niemand kannte die Geschichte der englischen Reformpädagogik und konnte also Alexander Neill und seine kleine Schule richtig einordnen. Auch die Vermarktung der Marke »Summerhill« war unbekannt und niemand störte sich am Personenkult um Neill. Von diesen Ausgangspunkten her dürfte eine Unterwanderung der Erziehungsinstitutionen kaum möglich gewesen sein oder war nicht mehr als eine starke Selbstüberschätzung.

Die Generation der »Achtundsechziger« geht demnächst in Rente, was man begrüßen oder bedauern kann, auf jeden Fall wird nicht deswegen der Weg frei, zu

früheren Formen der Erziehung zurückkehren zu können. Eine solche Möglichkeit gibt es nur nostalgisch, wobei fragwürdig ist, auf welchen Grundlagen diese Nostalgie eigentlich beruht. Die heute zur Verfügung stehenden Indikatoren verweisen auf keinen allgemeinen Notstand in der Erziehung. Oft werden in der Kritik Einzelfälle generalisiert, die den Blick auf die Realität verstellen. Und es ist schon seltsam, dass wir uns ausgerechnet in der späten Abrechnung mit den »Achtundsechzigern« an eine Sprache gewöhnen sollen, mit der unsere Kinder wahlweise als »Monster«, »Tyrannen« oder »tickende Zeitbomben« hingestellt werden.

Die pädagogische Diskussion liebt die Krisen und hat wenig Sinn für den Normalfall der Erziehung. Aber mit Hinweis auf die augenfällige Fettleibigkeit mancher Kinder in der Öffentlichkeit ist ebenso wenig ein zutreffendes Bild zu gewinnen wie mit Bezügen auf das provokative Rauschtrinken von Jugendlichen. Oft bemüht man dann das Bild von der »Spitze des Eisberges«, doch was tatsächlich diskutiert wird, sind *Fälle*, die sofort generalisiert werden, wenn sie mehr als einmal vorkommen. Zahlen fehlen und Vergleiche werden nicht vorgenommen, dafür glaubt man an die Existenz der medial vermittelten Bilder, die suggerieren, dass in der Erziehung ständig alles schlechter wird.

Im Folgenden werde ich zunächst den langfristigen Wandel der Bedingungen des Aufwachsens beleuchten. Ohne historischen Blick lässt sich der Verdacht des Zerfalls der Erziehung kaum diskutieren. Dabei werde ich Nostalgie so gut es geht vermeiden, die ja immer nahe liegt, wenn wir über die unsichere Zukunft der Kinder und Jugendlichen sprechen (Kap. 2). In einem zweiten Schritt gehe ich auf die Medien- und Konsumerfahrungen näher ein, die den Erlebnisraum und das Wahrnehmungsfeld heutiger Kinder und Jugendlicher sehr nachhaltig bestimmen und nicht wegzudiskutieren sind (Kap. 3). Abschließend frage ich, wie die künftige Erziehung aussehen soll und ob sie angesichts der Autonomie auch von Kindern und Jugendlichen als »Kundinnen und Kunden« überhaupt noch notwendig ist. Denn das Leben in der Konsumgesellschaft wandelt die Erziehungsformen und schafft für das Zusammenleben mit Kindern und Jugendlichen neue Probleme (Kap. 4).

2. Historische Veränderungen in den Bedingungen des Aufwachsens

Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* erschien 1774. Der Roman war ein überwältigender Bucherfolg, er sprach Generationen von jugendlichen Lesern und vor allem Leserinnen aus dem Herzen und hatte eine unbeabsichtigte Nebenwirkung: Seitdem gilt das Jugendalter als »schwierig«, emotional hochgradig angespannt und von seelischen Turbulenzen bestimmt. Im guten Sinn sind Jugendliche damit beschäftigt, ihren eigenen Weg zu finden, im etwas weniger guten Sinn testen sie die bürgerlichen Konventionen, und im schlechten Sinn geraten sie geradewegs auf die schiefe Bahn. »Hormongeschüttelt«, sagt man heute, was auch den Abstand zu Goethes Roman deutlich macht, denn Hormone bestimmen den Gang der Handlung nur ganz am Rande. Es gibt in *Die Leiden des jungen Werther* eine einzige leidenschaftliche Szene, den Rest muss man sich denken.

Goethes Roman hatte andere Folgen. Schon die aufgeregte Debatte nach Erscheinen des Romans zeigte, dass nunmehr die Jugend der Gesellschaft Rätsel aufgeben konnte. »Jugend« wurde danach zu einer Metapher für die Zukunft, aber auch für Unberechenbarkeit und Revolte.

Dafür wurden – und werden – immer neue Schlagworte erfunden, die einen Gesamtzug »der« Jugend beleuchten sollen. In den fünfziger Jahren war die Jugend im deutschen Sprachraum »skeptisch«, in den sechziger Jahren sprach man von der »Revolte der Jugend«, aus der sich auf merkwürdige Weise die Generation der »Acht- undsechziger« entwickelte, die ein Erbe hinterlassen haben soll, das heute »Generation Praktikum« genannt wird. Alle diese Etiketten haben einen Nachteil – sie beschreiben keinen empirischen Tatbestand »Jugend«.

Das hat einen einfachen Grund – »die« Jugend gab es nie. Historisch lassen sich zu Lebzeiten Goethes feste Kohorten von Jugendlichen nachweisen, die sich nach Konfession, Geschlecht, sozialem Rang und Berufsziel unterschieden, ohne sich untereinander zu vermischen. Die einzelnen Gruppen hatten kein gemeinsames Grunderlebnis und erst recht keine irgendwie angenäherte Erfahrungswelt. Das gilt überwiegend auch noch für das 19. Jahrhundert und frühe 20. Jahrhundert. Die verschiedenen Kohorten der Jugendlichen waren gebunden an gesellschaftliche Stände oder Klassen, die sich erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts allmählich auflösten (Speitkamp 1998). Der Grund sind Prozesse sozialer und kultureller Differenzierung, die die Klassenschranken durchlässig machten. Ein Beispiel dafür ist die Verbreiterung der Mittelschicht durch Wirtschaftswachstum und Prozesse der Bildungsexpansion seit dem Zweiten Weltkrieg in Europa.

Die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen ist heute durch einen hohen und zunehmenden Grad an Kommerzialisierung und Medialisierung gekennzeichnet. In diesem Erfahrungsraum sind neuartige Risiken entstanden, die noch vor wenigen Generationen weitgehend unbekannt waren. Dazu zählen im Jugendalter etwa:

- die Abhängigkeit von Unterhaltungsmedien,
- die Schädigung der Gesundheit durch falsche Ernährung,
- Schuldenfallen
- und schließlich der Wettbewerb des Aussehens, der durch Körpnormen gesteuert wird und der Gesundheitsfolgen haben kann.

Neue Risiken dürfen aber nicht so verstanden werden, als seien das Aufwachsen früher »leichter« und die Erziehungsverhältnisse »besser« gewesen. »Besser« oder »schlechter« lässt sich historisch wenn, dann nur an ausgesuchten Indikatoren nachweisen, also nie gesamthaft und mit einem pauschalen Ergebnis, wie die zahlreichen Nostalgiker unterstellen. Aber Nostalgie ist einfach die Projektion schlechter Erfahrungen in eine vermeintlich bessere Vergangenheit, die sich dagegen nicht wehren kann.

Blickt man nur hundert Jahre zurück, dann ergibt sich ein sehr gemischtes Bild und jedenfalls keine heile Welt. Um 1900 ist in der westlichen Welt die »gute alte Zeit« der Erziehung nicht zu erkennen, die der nostalgische Blick unterstellt. Was man historisch sieht, ist eine expandierende Industriegesellschaft, die immer noch in großem Maße Kinderarbeit kannte. Auf dem Lande wurden so wie im 18. Jahrhundert

Verdingkinder¹ angeboten, Erziehung gegen Entgelt war auch in den Städten Praxis. Die Geburtenrate sank seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die medizinische Versorgung verbesserte sich zusehends, aber in den Städten bestimmten vor allem die Klassen-schranken das Leben. Und in den meisten ländlichen Regionen, zumal in den Bergen wie in Graubünden oder Tirol, war noch keine Ganzjahresbeschulung durchgesetzt.

Dabei war um 1900 schon ein starker gesellschaftlicher Wandel spürbar, der die Familien in Form von Medien oder neuen Anforderungen der Verschulung auch erreichte. Doch der Erziehungsstil in Familie und Schule war durchgehend autoritär, Jugendliche wurden auf genau vorbestimmten Bahnen in die Gesellschaft eingegliedert. Entsprechend gering war ihr Freiraum. Aber daran denkt man nicht, wenn die bessere Vergangenheit beschworen wird. Die heutige Nostalgie meint im Übrigen oft mit »früher« nicht den Weg zurück durch die ganze Geschichte der Erziehung, sondern nur den Wandel des letzten Jahrhunderts und speziell die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg.

Die Bilder der guten Erziehung, die die Nostalgiker im Kopf haben, beziehen sich auf diese Epoche. Die letzte heile Welt scheint es in den fünfziger Jahren gegeben zu haben. »Heile Welten« sind Wünsche, nicht Wirklichkeiten. Rückblickende Projektionen der »guten Erziehung« arbeiten mit Bildern der harmonischen Familie und der guten Kinder, die Bilder klammern alles aus, was stören könnte wie etwa die historische Praxis des Strafens oder das unnachsichtige Durchsetzen der Verbote. Projektionen der heilen Welt der Familien prägen die Erwartungen, seitdem populäre Medien die öffentlichen Diskussionen über Erziehung bestimmen.

Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrhunderte stabil, örtlich konfiguriert und stark von der Überlieferung abhängig. Diese Kulturen kannten ihrerseits hohe Risiken, die dem Bild der heilen Welt sehr drastisch widersprechen. Risiken der Erziehung noch im 18. Jahrhundert waren:

- Kindersterblichkeit,
- Krankheiten und Seuchen,
- Armut,
- fehlende Schulbildung,
- Unwissen.

Die Erziehung selbst war auf Ordnung bezogen. Ein zentrales Thema der europäischen Erziehungsliteratur seit Mitte des 18. Jahrhunderts waren strikte Formen des Benehmens im Haus oder in der Öffentlichkeit, in der Schule und nicht zuletzt bei Tisch. Bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein waren die Kinderbücher auf gutes Benehmen und Tischsitten ausgerichtet, kalkuliert für bürgerliche Haushalte und prak-

1 »Verdingung« bezeichnet in der Schweizer Geschichte die Fremdplatzierung von Kindern zur Lebenshaltung und Erziehung. Oft wurden die Kinder an Bauern vermittelt, von denen sie als günstige Arbeitskraft aber auch ausgenutzt, misshandelt und missbraucht wurden (vgl. Gotthelfs Autobiographie im *Bauernspiegel*, Gotthelf 1989). Im 19. Jahrhundert und bis etwa 1921 zogen Bergbauernkinder, die so genannten Schwabenkinder, aus Vorarlberg, Tirol, Südtirol und auch der Schweiz alljährlich im Frühjahr durch die Alpen zu den hauptsächlich in Oberschwaben stattfindenden Kindermärkten.

tiziert als Drill (Lees 1985). Erziehung meinte so vor allem Benimm, und Verstöße gegen die Regeln wurden hart sanktioniert. Körperstrafen dienten, wie US-amerikanische Studien nachweisen, noch im 20. Jahrhundert der »Austreibung des Teufels« (Straus 2001).

Die Praxis des Strafens wurde seit dem 19. Jahrhundert im Wesentlichen nur in Gerichtsakten dokumentiert. *Wie* Kinder gezüchtigt wurden, war kein öffentliches Thema – nur *dass*. Das erklärt, warum es kaum Bildquellen gibt, die der Annahme harmonischer Verhältnisse grob widersprochen hätten. Auch Berichte der Kinder selbst sind außerhalb von Kriminalfällen eine seltene Erscheinung. Dabei spielte die Rute in der Selbstdarstellung des Lehrerstandes lange eine entscheidende Rolle, weil sie das Symbol der Macht war. Die Strafpraxis in den Schulen ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder karikiert worden. Aus den Karikaturen kann man schließen, welche Formen die Strafen annahmen und somit auch, was die Kinder und Jugendlichen erdulden mussten.

Viele Kinder begannen wie im Mittelalter mit sieben Jahren zu arbeiten und besuchten daher keine Schule. Oft waren sie krank und lebten in erbärmlichen Umständen ohne gesetzlichen Schutz. 1899 hatten erst 28 US-amerikanische Bundesstaaten Gesetze gegen die Kinderarbeit, die noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weit verbreitet war und ökonomische Vorteile einbrachte (Hindman 2002, 331–335). Daher lässt sich von einer Erziehung durch die Lebensnot sprechen, begleitet von einer minimalen Schulausbildung und wenig Sinn für die Anliegen des Lernens. Eltern hielten ihre Kinder von der Schule fern, nicht nur weil sie Geld verdienen sollten, sondern weil die Schulen unattraktiv waren. Schulbildung für tatsächlich alle Kinder ist in der westlichen Welt keine hundert Jahre alt und bildet so eine kurze Etappe in der Geschichte der Erziehung.

Um den mentalen Wandel deutlich zu machen, genügt ein kurzer Hinweis: 1945 erschien im schwedischen Original Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf*, vermutlich das einflussreichste Kinderbuch des 20. Jahrhunderts. Beschrieben wird hier ein Aufwachsen ohne Geradesitzen, gescheiteltes Haar und »fork & knife«, also die genau trainierte Haltung der Hände beim Essen. Dargestellt wird stattdessen das eigensinnige und schöpferische Kind, das anarchische und starke Mädchen oder das Ideal der Reformpädagogik. Dieses Mädchen hatte keine Umwelten, die seinen Freiheitsdrang beschränken oder seinem Witz widerstehen konnten. Die Erfahrungsräume waren auf das Kind zugeschnitten, nicht umgekehrt. Aber das war Literatur, nicht Praxis.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden »Jugend« und »jugendlich« zu einer ästhetischen Norm, die das Leben der Erwachsenen beeinflusste. »Jugend« ist heute eine Phase intensiven Erlebens von Entwicklungsaufgaben und Anreizen, die individuell bewältigt werden müssen. Die rituellen Übergänge zwischen Kindheit und Jugend entfielen weitgehend, heute gibt es kaum noch gesellschaftliche »rites de passage«, die Arnold van Gennep (1909) im Blick auf Stammeskulturen und Volkssitten beschrieb.

Oft beherrschen Vermutungen über »die« Jugend die aktuellen Schlagzeilen. Auffällig ist, dass die weitaus meisten Schlagzeilen negativ sind. Nicht selten sind sie mit

der Deutung verbunden, dass sich die Erziehung oder gar die Jugend selbst zum Schlechteren verändert habe. Der Zustand »der« Jugend ist eine notorisch umstrittene Größe, die sich für viele Zuschreibungen eignet und die auch immer wieder politisiert wird. Als Ursache für den negativen Trend wird oft der »zügellose« Konsum der Jugendlichen und damit einhergehend die falsche oder fehlende Erziehung vermutet. Das Aufwachsen in der Konsumgesellschaft wird mich im folgenden Kapitel beschäftigen.

3. Die unausweichliche Erfahrung der Konsumgesellschaft

Die Beschleunigung des gesellschaftlichen und kulturellen Wandels hat auch zu tun mit der Kommerzialisierung, also dem Einfluss von Produkten, die die Kinder und Jugendlichen selbst kaufen können oder die die Eltern für sie kaufen. Das ist nichts grundsätzlich Neues, wohl aber haben mit der wachsenden Kaufkraft und dem Angebot die Bedeutung und die Intensität des Kaufens zugenommen. Die These gilt mindestens für die Bedingungen des Aufwachsens in westlichen Konsumgesellschaften, die aber ein Grundmodell im Prozess der Globalisierung von Kindheit und Jugend darstellen.

Als Kunden und Kundinnen wurden US-amerikanische Kinder und Jugendliche bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt, parallel zur Entwicklung der Reformpädagogik und so der »kindzentrierten« Erziehung (Jacobson 2004). Der historisch stark wachsende Einfluss der Kleiderindustrie auf Aussehenserwartungen, Habitus und Selbstverständnis von Kindern ist gut untersucht (Cook 2004), ebenso wie die konkreten Kaufaufforderungen. In der Forschung ist auch evident geworden, welche Rolle einzelne Firmen wie der Disney-Konzern in der Veränderung der Kindheit einschließlich des Leseverhaltens gespielt haben (Sammond Durham 2005). So lösten Comics in erheblichem Umfang die Lektüre von Büchern ab. Selbst Familienrituale wie Weihnachten oder der Thanksgiving Day in den Vereinigten Staaten sind von dem Wandel hin zur Kommerzialisierung nicht ausgenommen (Pleck 2000). Der historische Prozess scheint irreversibel zu sein, wenigstens spricht nichts für einen sich abschwächenden Trend.

Heute ist die Kommerzialisierung der Kindheit so selbstverständlich, dass die US-amerikanische Autorin Juliet Schor (2004) davon sprechen konnte, die Kinder würden geradezu zum Kaufen geboren. Darauf sind spezialisierte Anbieter eingestellt. Kinder und Jugendliche können heute vielfach über ein individuelles Budget mehr oder weniger autonom verfügen. Es gibt zahllose Produkte, die ausschließlich auf Kinder zugeschnitten sind und die von Kindern auch unabhängig von ihren Eltern gekauft werden. Dieser Markt ist in den letzten zwanzig Jahren massiv ausgeweitet worden. Mit steigendem Alter nehmen schon die Kinder eigenständig an der Konsumgesellschaft teil, vollziehen also nach, was die Erwachsenen für sich in Anspruch nehmen. Vielfach ist die einzig wirkliche Beschränkung das Einkommen der Eltern. Es gibt für heutige Kinder und Jugendliche Armutserfahrungen, aber die bestimmen nicht das Gesamtbild.

Die Realität lässt sich anhand vieler Phänomene der täglichen Erfahrung beschreiben, aber auch mit konkreten Zahlen belegen. Seit 1994 wird in Deutschland

jährlich vom Egmont Ehapa Verlag eine »Kids-VA«, eine »Kids-Verbraucher-Analyse«, durchgeführt. Die Analyse beruht auf Befragungen von Kindern und Eltern und zeigt, dass die Kaufkraft der Kinder trotz sinkender oder stagnierender Realeinkommen gestiegen ist. In immer weniger Kinder wird also immer mehr Geld investiert. Zwei Drittel der Kinder dürfen mit ihrem Taschengeld und den sonstigen Zuwendungen machen, was sie wollen. Die Zuwendungen sind reichlich. Insgesamt handelt es sich im Blick auf die Kaufkraft um eine der interessantesten Zielgruppen überhaupt.

Die Erfahrung der Freiheit, kaufen zu können, was man will, nimmt mit dem Alter kontinuierlich zu, was auch heißt, dass die Budgets steigen und die Gewöhnung daran zu einer festen Erwartung wird. Die Kinder lernen, dass und wie sie ständig ihre Wünsche erfüllen können, sie werden fixiert auf Marken, die mit Prestige verbunden sind, und sie erleben das Aufschieben von Wünschen oder gar deren Unerfüllbarkeit als Konflikt und nicht als Regelerfahrung. Dieses Lernmilieu hat Folgen. 70 Prozent der Kinder und Jugendlichen geben in einer »Kids-VA« (2006) an, dass ihnen Aussehen wichtiger ist als Charakter, und Mode bedeutet ihnen fast so viel wie die eigene Familie.

Neue US-amerikanische Studien zeigen, dass die Ausrichtung auf Konsum ohne wirkliche Alternativen auch andere Konsequenzen hat. Die Kinder werden durch Logos geprägt (»branded«) (Klein 2002), sie laufen früh Gefahr, in ihren Wünschen nicht beschränkt zu werden und die Folgen des Konsums nicht zu beherrschen. Das hängt auch damit zusammen, dass Kinder und Jugendliche *ständig* kaufen können, weil immer Produkte zur Verfügung stehen und oft auch Geld vorhanden ist. Verbraucherverbände und manche Medien gehen inzwischen davon aus, dass »Shopping« mit Kindern angesichts des Angebots und der Zugänglichkeit zu einem Risikofaktor geworden ist.

Das gilt nicht nur für Kleidung und Aussehen. Für Gesundheitsrisiken als Folgen falscher Ernährung gibt es eigene Forschungs- und Beratungszentren. Geldfallen stellen die größte materielle Gefahr dar, Verschuldung von älteren Kindern und Jugendlichen ist in den Vereinigten Staaten inzwischen fast eine Regelerfahrung und zugleich ein starkes gesellschaftliches Tabu (Dungan 2003). Psychologische Studien, die untersuchen, wie sich Kinder als Konsumentinnen und Konsumenten verhalten, beschreiben für die Vereinigten Staaten eine starke Steuerung durch Kaufanreize etwa in Einkaufszentren, die kaum Formen der Abwehr oder des Widerstandes kennt (Gunter/Furnham 1998). Schon in den achtziger Jahren ist darauf verwiesen worden, dass Kinder sich von »savers« zu »spenders« entwickelt hätten, was angesichts der Marktkräfte nicht überrascht (McNeal 1987).

Kinder kaufen oft Produkte oder lassen sie sich schenken, über die sie wenig wissen. Sie werden permanent zum Kaufen aufgefordert, man denke an Nike's »Just do it!«, ohne darüber informiert zu werden, was sie für ihr Geld eigentlich erhalten (Linn 2004, 191). Das Ziel ist, sie möglichst früh an Marken zu gewöhnen und etwas zu erzeugen, was in der US-amerikanischen Literatur »impulse buying« genannt wird – Kaufen, ohne nachzudenken (ebd.). Nach einem Report der »Task Force on Advertising and Children« der American Psychological Association aus dem Jahre 2004 sehen die US-amerikanischen Kinder mehr als 40.000 Werbespots pro Jahr, deren Inhalte kleinere Kinder weitgehend unkritisch übernehmen (Report 2004, 6–7).

Das trifft auch auf Erfahrungen zu, die die Jugendlichen mit ihren gleichaltrigen Peers (im Bekannten- und Freundeskreis) machen. Die von den Jugendlichen konsumierten Marken geben den Rang innerhalb der Peer-Group an, was auch dann der Fall ist, wenn Kinder und Jugendliche über das Zustandekommen der Produkte gut informiert sind. Experimentelle Studien zeigen, dass mit Beginn der Jugendzeit (also etwa mit 12 Jahren) Marken konzeptionelle Bedeutung erlangen, also nicht nur aufgezählt und unterschieden werden können, sondern das persönliche Urteil bestimmen. Die Konsumsymbole werden nicht nur wahrgenommen, sondern mit Image und Bedeutung aufgeladen, was bei jüngeren Kindern nicht der Fall ist. Offenbar sind Marken hochgradig bedeutsam für die Identität von Jugendlichen, und zwar unabhängig vom Geschlecht (Bachmann Achenreiner/ Roedder John 2003).

Diese eher stillschweigende Entwicklung ist nicht nur eine Wohlstandsfolge, sie hat auch mit dem Wandel der Erziehungsgrundlagen zu tun. Konsum und Kommerz sind keine Größen, die aus der Kindheit wieder verschwinden werden. Das hat Folgen für die Arrangements in den Familien und die Formen des Umgangs, die sich von den starren Rollen wegbewegt haben, die die Erziehung noch vor fünfzig Jahren gekennzeichnet haben. Von dem, was noch vor dreißig Jahren als »Erziehung« gegolten hat, ist nicht mehr viel zu sehen. Der autoritäre Vater ist als medialer Leittypus ebenso verschwunden wie die selbstlose Mutter, es gibt nur noch wenige bzw. kleine Geschwisterreihen und der Kinderwunsch kann ein Stressfaktor werden.

Was früher undenkbar war, ist heute fast selbstverständlich, nämlich öffentlich über die Kosten der Erziehung nachzudenken. Kinder gelten häufig als teuer und Jugendliche als unbezahlbar. Es ist weitgehend selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch *gegen* diesen Wunsch zu entscheiden. Kinder werden offenbar in vielen Fällen zu einem Luxusgut. In Bezug auf die Kosten erziehen eigentlich die Kinder die Eltern, einfach weil für die Erziehung ein finanzieller Aufwand erforderlich ist, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt. Aber das allein erfasst den Wandel nicht.

Heutige Kinder wachsen in offenen Räumen auf, Elternhäuser sind nicht mehr Teil fester sozialer und kultureller Milieus, die Generationen überdauern. In diesem Sinne kann Erziehungsverantwortung nicht heißen, die Erfahrungsräume der Kinder unter Quarantäne zu stellen. Beschränkungen kindlicher Erfahrungswelten sind dort angebracht, wo begründet Schaden vermutet werden kann. Ein zentrales Problem ist Geld. Ältere Kinder und Jugendliche müssen sich in aggressiven Konsumkulturen zurechtfinden, die ständig Investitionen abverlangen. Dementsprechend sind Kinder nicht nur teuer, sondern auch gefährdet, sofern sie nicht gelernt haben, mit Knappheit umzugehen und auf bestimmte Ansprüche zu verzichten.

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben »früher« nicht »besser« gelebt, etwa weil die Welt einfacher oder die Verhältnisse überschaubarer waren. Allerdings neigt die öffentliche Diskussion immer wieder zur Konstruktion von heilen Welten, die oft auch die allgemeine Erwartung bestimmen. Es waren – und sind – dies Bilder der »idealen«, »reinen« und »unschuldigen« Kindheit (Higonnet 1998, McGavran 1999), die seit dem Beginn

des 19. Jahrhunderts die öffentliche Reflexion über Erziehung geprägt, aber nie die Praxis bestimmt haben. Und auch die heutigen Bilder des »coolen« Kindes (Cross 2004) sind nichts als Generalisierungen, die über das tatsächliche Verhalten wenig aussagen.

Bei der Erziehungspraxis müssen allerdings große Unterschiede in Rechnung gestellt werden. Die Eltern verhalten sich ebenso wenig gleich wie die Jugendlichen. In den einzelnen Familien werden sehr verschiedene Strategien gewählt, wie der Umgang zwischen Eltern und Kindern gestaltet werden soll, und besonders im Blick auf die Budgets gibt es nicht lediglich Sorglosigkeit – aber zweifellos müssen alle Betroffenen auf das Problem zunehmender Integration schon von ganz kleinen Kindern in die Konsumwelt reagieren. Parallel dazu hat sich auch ein Wandel der Erziehung vollzogen, der einerseits auf knappe Zeitbudgets reagiert und andererseits von neuen Formen des Umgangs geprägt ist, die mit dem Ausdruck »Verhandlung« erfasst werden sollen. Damit werde ich mich abschließend befassen.

4. Wandel der Erziehungsformen

Der heutige Alltag in der Erziehung besteht nicht nur aus der Auseinandersetzung mit den Konsumwünschen der Kinder. Der Alltag ist vor allem gekennzeichnet von der Ausweitung der Zuständigkeit, von wachsenden Pflichten und gesteigener Verantwortung. Eltern werden anders als früher von den Schulen aktiv in deren Erziehungsarbeit eingebunden, die Visibilität bzw. Wahrnehmung abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen nimmt zu und die Toleranz gegenüber fehlenden Leistungen der Eltern nimmt ab. Sanktionen oder gar förmliche Bußen sind denkbar, wenn Kinder und Jugendliche sich deviant verhalten und der Vorfall kenntlich wird. Die Verantwortung der Eltern wird daher viel konkreter kommuniziert als noch vor einer Dekade, nämlich nicht als eine abstrakte moralische Forderung, sondern im Blick auf die Konsequenzen.

Eltern bewegen sich aber auch in anderer Hinsicht in einem veränderten Feld der Erziehung. Die Kosten für die Kinder sind tatsächlich gestiegen und die Kinderzahl ist gleichsam im Gegenzug kontinuierlich gesunken. Die Erziehung konzentriert sich auf ein oder zwei Kinder, die hohe Aufmerksamkeit erhalten und einen ebenfalls hohen Aufwand abverlangen. Die in der Öffentlichkeit oft vertretene Meinung, die Erziehung schwäche sich ab oder »verschwinde« gar, wird durch diesen Befund nicht gedeckt. Im Gegenteil wird in weniger Kinder weit mehr investiert als noch vor zwanzig Jahren und es werden größere pädagogische Anstrengungen unternommen als je zuvor. Kinder sind damit auch Symbole für Lebenserfolg, was wiederum die Risiken erhöht.

Die zur Verfügung stehende Erziehungszeit ist dagegen immer knapp. Zumeist sind beide Eltern berufstätig, sie müssen ihre Zeit arrangieren und entscheiden, wie viel Zeit sie für die Kinder aufwenden wollen. Das geschieht individuell und abgestimmt auf die Möglichkeiten eines Elternpaares. Die knappe Zeit sorgt dafür, dass Erziehung sich zunehmend auf verschiedene Instanzen verteilt. Das gilt etwa für die Indienstnahme der Großeltern, die praktisch weit mehr als früher Einfluss nehmen auf die Erziehung ihrer Enkel. Ein anderes Phänomen sind Beauftragungen. Für pädago-

gische Dienstleistungen steht heute ein ausgebautes und effizientes Angebot zur Verfügung, das mehr oder weniger diskret genutzt wird.

Die Eltern erhöhen ihre Belastungen, investieren mehr und sehen zugleich, dass die Möglichkeiten des Einwirkens begrenzt sind, weil die Erfahrungsräume der Kinder über das hinausgehen, was die Eltern kontrollieren können. Verschiedene Instanzen bestimmen das Erleben von Kindern und sind am Aufbau ihrer Einstellungen beteiligt, Eltern sind die nächsten Bezugspersonen, aber nicht die einzigen. Die Kinder müssen mehr Medien und Dimensionen der Erfahrung als in der Vergangenheit unterscheiden und lernen, sich darin zurecht zu finden. Es hilft wenig, ständig Zerfall oder Niveauverlust zu beklagen. Es fehlen nicht nur die erforderlichen Daten und der dafür notwendige Maßstab, auch wäre der Blick darauf versperrt, was Kinder und Jugendliche in offenen Erfahrungsräumen lernen und wie sie mit den Risiken umgehen.

Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Gregan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997). Hier entscheidet nicht einfach die Macht, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen durchaus rational und oft auch strategisch. Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach »pädagogisch« ersetzt werden können und oft ein Problem darstellen. Daher sind schon in den frühen neunziger Jahren Konsumratgeber für Kinder erschienen (McNeal 1992), die heute einen eigenen Markt darstellen (Gregory Thomas 2007 und zahllose andere).

Allerdings ist Rat nicht ganz so einfach. Eine pauschale Kritik an den Marktkräften führt nicht recht weiter, weil alle Alternativen vom Holzspielzeug bis zur einfachen Kleidung auch vermarktet werden können (Seiter 1995). Die zunehmende »Materialisierung« des Lebens durch Konsum und mediale Außensteuerung hat psychische Folgen (Dittmar 2007a, 2007b), aber damit umzugehen, ist nicht einfach durch Appelle möglich. Kinder gewinnen an Macht, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Daher häufen sich in der Literatur Stimmen, die davor warnen, Kinder und Jugendliche mit einem einfachen Entweder-oder-Schema zu betrachten, als autonome Konsumentinnen und Konsumenten auf der einen, als behütete Spezies auf der anderen Seite (Tyler 2005).

Der Erziehungsmodus ist häufig eine Form der Verhandlung, und gar nicht so selten beeinflussen die Kinder und Jugendlichen die Entscheide der Erwachsenen, die sich keineswegs immer gegen die Pädagogik der Medien (Buckingham/Sefton-Green 2003), also die impliziten oder expliziten Erziehungsaufforderungen in medialen Botschaften etwa der Werbeindustrie, durchsetzen können. Daher ist nicht primär »Autorität« das zentrale Problem, sondern die Reichweite des jeweiligen Arguments sowie das Geschick der Kommunikation, also die fortlaufende Abstimmung. Vielfach entscheidet einfach die Nervenstärke und die Verhandlungen können die Eltern auf eine harte Probe stellen. Manche Studien sprechen von einem »Nag factor«: Kinder und Jugendliche sind geschickt darin, die Kaufentscheide ihrer Eltern durch Quengeln,

Nörgeln und Beharrungsvermögen zu beeinflussen (Bridges/ Briesch 2006). Außerdem billigen Eltern oft den älteren Kindern und Jugendlichen Expertenstatus beim Kauf bestimmter Produkte zu (Goldberg et al. 2003).

Der Modus der Verhandlung bedeutet nun nicht, dass über alles und ständig verhandelt werden muss. Grenzen sind nicht verhandelbar, wenn sie gelten sollen – das selbe gilt für die Struktur des Lebensraumes, in dem die Erziehung stattfindet (Armeline 2005). Verhandelt wird über Entscheidungen, an denen Kinder in der einen oder anderen Art beteiligt sind. Durch Verhandlungen entsteht dabei so etwas wie eine gemeinsame kognitive Orientierung (»collaborative cognition«) (Bearison/ Dorval 2002) zwischen Eltern und Kindern, die einen fragilen Status hat und gleichwohl die Basis des Umgangs darstellt. Gut belegt sind zum Beispiel Verhandlungen in Familien über Gefahren und Sicherheitsrisiken (Backett-Milburn/ Harden 2004). Verhandlungen haben zur Voraussetzung, dass im Blick auf Entscheidungen eine Art Partnerschaft angenommen wird, die sich auch mit dem historischen Wandel der Erziehungsverhältnisse erklären lässt.

»Erziehung heute« ist eine ständige Auseinandersetzung mit sehr verschiedenen Umwelten, die nicht immer etwas zum Erfolg der Erziehung beitragen oder auch nur die erzieherische Absicht unterstützen. Was und wie Kinder für ihren Konsum auswählen, ist oft nicht angetan, auf den Erfolg der Erziehungsbemühung zu verweisen. Handys etwa wählen Kinder wegen der Marke, aufgrund der neuesten Technologie und weil ihre Peers bereits ein solches Gerät besitzen. Sie denken bei der Benutzung oft weder an die Rechnung noch an die Einkommensklasse ihrer Eltern (Downie/ Glazebrook 2007). Die Selbstbegrenzung der Wünsche kann zu einem Glücksspiel werden und Grenzen, die andere setzen, verlangen Sanktionsmacht, die oft fehlt oder unterlaufen wird. Die heutigen Kinder und Jugendlichen müssen sich in diesem Erfahrungsraum zurechtfinden.

Eltern verhandeln nicht nur jeweils als Vater oder Mutter mit einem Kind, vielmehr sind Familien soziale Systeme, die durch ständige Kommunikation aufrecht erhalten werden. Gut belegt ist der Einfluss der Qualität von Geschwisterreihen beim Zustandekommen einer Problemlösung (Brody et al. 1996). Aggressivitätsstudien zeigen, dass belastete Familien weniger intern über Probleme kommunizieren als unbelastete; in belasteten Familien wird die Ursache projiziert und die Lösung nach außen verlagert (Pakaslahti et al. 1998). Studien, die sich mit der Ausbildung der Elternrolle nach dem ersten Kind befassen, zeigen auch, dass Basiskompetenzen und Zutrauen in das eigene Lösungspotenzial gelernt werden müssen, damit Erziehung als fortlaufende Problembearbeitung möglich werden kann (Ahlborg 2004).

Das gelingt offenbar in den weitaus meisten Fällen, wenigstens ist mir keine Untersuchung bekannt, die das Gegenteil feststellen würde. »Eltern« sind allerdings keine homogene Gruppe, die sich gezielt ansprechen ließe. Das gilt analog für die Jugendlichen, die sich im Blick auf ihre Lebenssituationen und ihre Erfahrungsräume zum Teil massiv unterscheiden. Das Bild des »Konsumrausches« ist gerade bezogen auf Jugendliche oft sehr irreführend. Ebenso falsch ist es, sie lediglich als Opfer zu betrachten. Sie bilden sich eigene Meinungen über ihre Lebenssituation und schätzen

dabei auch ihre Eltern ein. Das zeigt etwa eine australische Studie aus dem Jahre 2004, die Jugendliche zu ihrer Sichtweise über die Arbeitsbelastungen der Eltern und die Folgen des Konsums befragt hat (Pocock/ Clarke 2004).

Diese Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass die Jugendlichen mehr Zeit mit ihren Eltern verbringen wollen und nicht wünschen, dass die Eltern mehr arbeiten, um das häusliche Budget zu erhöhen. So lange sich die Berufstätigkeit der Eltern nicht exzessiv auf die Familienbeziehungen auswirkt, nehmen die Jugendlichen auch nicht die Schuldgefühle ihrer Eltern wahr. Die Jugendlichen stehen dem Materialismus der Konsumkultur kritisch gegenüber, sagen aber gleichzeitig, dass sie sich dem Anpassungsdruck und dem Wettbewerb um Mode und Aussehen kaum entziehen können. Wenn sie mithalten wollen und nicht selbst arbeiten können, sind sie auf das Geld ihrer Eltern angewiesen.

Zu dem Befund passt auch, dass es positive »spillover effects«, also externe Gewinne, nur dann gibt, wenn das Einkommen der Eltern hoch genug ist. Dann schätzen die Jugendlichen die mit dem Einkommen verbundene Sicherheit und den Lebensstandard, der auch für sie Perspektiven der Teilhabe eröffnet. Bei knappen Budgets aufgrund schlecht bezahlter Tätigkeiten der Eltern treten sofort Stressfaktoren auf, die negative Auswirkungen auf das familiäre Zusammenleben haben (Pocock/ Clarke 2004, 31). Konsumverzicht wird nicht belohnt, sondern führt zu erheblichen Spannungen, wenn er nicht freiwillig erfolgt. Die Kosten, nicht mithalten zu können, sind hoch, andererseits können sich die Jugendlichen nicht einfach auf einen Opferstatus zurückziehen, sondern müssen sehen, wie sie ihre Probleme lösen.

In der australischen Studie von Pocock und Clarke geben die Jugendlichen an, dass sie später selbst arbeiten und eine Familie gründen wollen – sie möchten aber dann ihr Leben anders gestalten, als ihre Eltern es getan haben. Männliche Jugendliche wollen eine aktive Vaterrolle übernehmen und mehr für ihre Kinder da sein, als dies ihre Eltern tun haben können. Weibliche Jugendliche möchten sich die Erziehungsaufgaben mit ihren Partnern teilen. Damit soll weder die traditionelle Rollentrennung vorgenommen noch eine beidseitige volle Berufstätigkeit angestrebt werden (ebd., 70). Ähnliche Befunde zeigen deutschsprachige Jugend-Surveys (wie Hurrelmann/ Albert 2006). Jugendliche müssen sich in der Konsumkultur zurechtfinden, sie sind einem erheblichen Wettbewerb ausgesetzt und müssen über ein bestimmtes Budget verfügen. Aber das tangiert nicht ihren Lebensentwurf, der sich mehr auf anderes bezieht als auf die materialistischen Werte der Konsumkultur: Das eigene Leben orientiert sich an Sinnerwartungen.

Die öffentliche Erwartung entspricht dem nicht vollumfänglich. Hier ist »Erziehung« oftmals nicht fortgesetzte, manchmal spannungsreiche Problemlösung, sondern ein Image, das auf einen möglichst reibungslosen Prozess verweisen soll, der perfekt aussehen muss. Angesichts der öffentlichen Erwartungen an »gute Mütter« und »gute Väter« ist das Abschirmen eine verständliche Haltung. Erziehung wird primär moralisch kommuniziert und niemand will dabei in einem zweifelhaften Licht erscheinen. Hinter dem Image muss der Alltag bewältigt werden, und es ist nicht zwingend davon auszugehen, dass die meisten Eltern damit überfordert sind. Sie stellen

sich pragmatisch auf die Problemlagen ein und versuchen herauszufinden, was die jeweils beste Lösung ist.

Der Erfolg der Bemühungen hängt – wie bereits erwähnt – davon ab, wie viel und noch mehr *welche* Zeit zur Verfügung steht. Ein Schlagwort lautet »Quality-Time«. Das heißt, dass nicht der reine Aufwand an Zeit, die Quantität, wichtig ist, sondern die in der Erziehung erreichte Qualität, was immer diese auch sein mag. Das geht nicht immer auf. Die Forderung nach »Qualität« steigert leicht die Last und erhöht die Unsicherheit, zumindest gibt es ständig ein potenziell schlechtes Gewissen. Wer eine knappe Erziehungszeit unter dem Diktat der Qualitätserzeugung nutzen muss, setzt sich nicht nur ständig unter Druck, sondern verlernt die spontane Zeitgestaltung, die für die unmittelbare Lösung von Problemen notwendig ist. Neuere Studien zeigen, dass besonders berufstätige Mütter hier erhebliche persönliche Opfer bringen oder bringen müssen (Craig 2005).

Generell gesagt: Es gibt in der Erziehung kein Zeitoptimum, weil die verschiedenen Beziehungen jeweils situativ gestaltet werden müssen und dabei ganz unterschiedlich intensive Erlebnisse zustande kommen. Dabei herrscht das Prinzip der *kontinuierlichen Parallelität*. Eltern sind »Multi-Tasker«: Sie müssen immer viele Ereignisse und Einflüsse gleichzeitig oder knapp nacheinander bearbeiten, ohne dass es irgendwann einfach und übersichtlich werden würde. Der Problemfluss wird mit zunehmendem Alter der Kinder nicht geringer, sondern wächst an, wobei auch unliebsame Überraschungen zunehmen können. Und die grundlegenden Aufgaben sind nicht irgendwann fertig gestellt, sondern stellen sich immer neu, ohne dass man irgendwann sagen könnte, der Aufwand sei definitiv zu hoch. Die wenigsten Eltern steigen aus der Erziehungsarbeit aus.

Auch ein hoher Aufwand muss nicht zu einem gewünschten Resultat führen, wie überhaupt Kosten-Nutzen-Rechnungen die Erziehungswirklichkeit nur sehr begrenzt erfassen können. In der Erziehung wird versucht, Probleme zu bearbeiten, ohne zu perfekten Lösungen zu kommen. Mit dieser Unsicherheit muss man leben und sich gleichzeitig gute, pragmatische Lösungen zutrauen, was jede Form von Fatalismus ausschließt, der doch in bestimmten Situationen leicht nahe liegt. Die Unsicherheit über die Qualität der Erziehung bereitet Eltern Stress, den sie bearbeiten müssen und für den es inzwischen auch einen Markt von Ratgebern und Therapien gibt.

Erziehungsprogramme wie das »dreifache P«² für Eltern werden zunehmend angeboten, sie haben aber grundsätzlich subsidiären Charakter. Skills (also Fähigkeiten und Fertigkeiten), etwa im Umgang mit kleinen Kindern, sind in Grenzen erlernbar, doch ihre Nachhaltigkeit ist angesichts des ständigen Wechsels der Erziehungssituationen begrenzt. Auch Präventionsarbeit für bestimmte Risikogruppen innerhalb der Jugendlichen nimmt zu, ausgehend von der Einsicht, dass man nicht »die« Jugend erziehen kann. Ein Gesamtplateau »Erziehung im Jugendalter« gibt es nicht. Ein

2 Das »dreifache P«, auf Englisch »triple P« (»Positive Parenting Program«), ist ein Erziehungsprogramm, das auf Grundlage von klinisch-psychologischen Studien von Matt Sanders an der University of Queensland entwickelt wurde.

Beispiel für die Förderung sozialer Kompetenzen schon bei kleineren Kindern ist das Programm PFAD (»Programm zur Förderung alternativer Denkmuster«), das nach US-amerikanischen Ansätzen in Zürich entwickelt wurde. Hier geht es darum, schon in der Primarschule pro-soziale Einstellungen aufzubauen, aggressives Verhalten zu verringern und Selbstkontrolle sowie Empathie unter den Kindern zu fördern.

Verglichen mit früheren Generationen haben sich die Bedingungen des Aufwachsens für heutige Kinder und Jugendliche sehr weitgehend verändert. Man kann darüber nachdenken, ob sich angesichts des Wandels hin zur frühen Selbständigkeit überhaupt noch »Erziehungsfragen« stellen und wenn ja, ob sie wirklich die Eltern oder nur noch die Expertinnen und Experten betreffen. Das klingt zugespitzt, aber zumindest die deutsche Forschung ging lange davon aus, dass die »13- bis 18-Jährigen« (Baacke 2000) wenn, dann nur von ihren Peers beeinflusst und so nicht mehr »erzogen« werden.

Hinter dieser These steht allerdings ein sehr enger Begriff von Erziehung, der lediglich von Beziehungen zwischen Personen ausgeht und »Autonomie« als *Ablösung* versteht, mit der sich die Zuständigkeit der Eltern reduziert. Weder Institutionen noch andere Prozesse als die der Ablösung kommen in den Blick. Aber Jugendliche lösen sich mit 13 Jahren nicht gleichsam automatisch von den Eltern ab, die ihre Zuständigkeit und auch ihre Verantwortung keineswegs abgeben können. Was »Ablösung« genannt wird, ist ein Prozess der Differenzierung und Verlagerung; er hat nichts zu tun mit zunehmendem emotionalen und sozialen Abstand. Im Gegenteil erleben Eltern und Kinder die heftigsten Konflikte im Jugendalter. Für die Jugendlichen geht es darum, nicht mehr als Kind und so neu wahrgenommen sowie behandelt zu werden.

Doch das hat seine ganz normale Seite: Die Jugendlichen gehen während dieser Zeit weiterhin zur Schule oder absolvieren eine Berufslehre, sie engagieren sich in Vereinen und kulturellen Gruppen, nehmen unterschiedliche Freizeitangebote wahr und testen keineswegs unablässig Grenzen. Die Beziehung zu den Eltern wird nicht aufgelöst, nur weil die Peers eine Rolle spielen, sondern neu definiert. Faktisch sind heute Eltern-Kind-Beziehungen lebenslange Bindungen und so auch immer wechselseitige Lern- und Anpassungsprozesse. Die Qualität entscheidet sich daran, wie die Probleme gelöst werden und welche Auswirkungen dies auf die Beziehung hat.

Das gesamte soziale Feld, in dem sich Kinder und Jugendliche bewegen, »erzieht« sie, legt also Einstellungen nahe, bestärkt oder schwächt Haltungen, gibt Anreize vor, hält Chancen bereit und definiert Risiken. Peers sind eine wichtige Gruppierung im Erfahrungsfeld der Jugendlichen, aber eben auch nur eine. Die Erwachsenen werden nicht einfach umgangen, sondern bei Gelegenheit gezielt gesucht, als Ressource der Jugendlichen sozusagen. Aus der Sicht der Eltern geht es in der Adoleszenz um die Frage, wer die Grenzen setzt und wo genau diese liegen. Die Jugendlichen ihrerseits müssen sich in einem Feld zurechtfinden, das kaum noch etwas mit früheren Jugendkulturen gemein hat. Die Frage ist, wie die Jugendlichen das machen, also wie sie mit Lern- und Entwicklungsaufgaben in ihren heutigen Erfahrungsräumen umgehen. Die oft vertretene These, sie seien der Konsumkultur »hilflos« ausgeliefert, setzt voraus, dass sie diese Aufgaben nicht lösen können, und dafür spricht wenig. Einen »unausweichlichen« Zusammenhang zwischen Konsum und Maßlosigkeit gibt es nicht.

Meinen Befund kann ich so zusammenzufassen: Es gibt bei Kindern und Jugendlichen deutlich Risikogruppen, auch hat sich das Verhalten oder das Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit geändert, nicht immer zur Freude der Erwachsenen, aber das bedeutet nicht, dass die Erziehung auf verlorenem Posten steht. Die meisten Eltern lösen ihre Probleme und für die Kinder sind genügend Chancen gegeben, normal in die Gesellschaft hineinzuwachsen. Die Bedingungen des Aufwachsens haben sich geändert, die Folge ist aber nicht zunehmende Orientierungslosigkeit. Jugendliche brauchen Personen ihres Vertrauens und das sind fast immer die Eltern, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Gerade der Konflikt um die Grenzen ist lehrreich, wengleich oft erst im Nachhinein. Delegieren kann man diese Erziehungsaufgaben nicht und bei der Bewältigung der Probleme ist Nostalgie wenig hilfreich.

Literatur

- Ahlborg, Tone (2004) *Experienced Quality of the Intimate Relationship in First-Time Parents – Qualitative and Quantitative Studies*. Doctoral Dissertation of Public Health. Nordic School of Public Health. Göteborg.
- Armeline, William T. (2005) *Kids Need Structure*. In: American Behavioral Scientist, Nr. 8, 1124–1148.
- Baacke, Dieter (2000) *Die 13- bis 18jährigen*. Weinheim/Basel (8. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage).
- Bachmann Achenreiner, Gwen/Roedder John, Deborah (2003) *The Meaning of Brand Names to Children: A Developmental Investigation*. In: Journal of Consumer Psychology, Nr. 3, 205–219.
- Backett-Milburn, Kathryn/Harden, Jeni (2004) *How Children and their Families Construct and Negotiate Risk, Safety and Danger*. In: Childhood, Nr. 4, 429–447.
- Bearison, David J./Dorval, Bruce (2002) *Collaborative Cognition. Children Negotiating Ways of Knowing*. Westport, CT.
- Bridges, Eileen/Briesch, Richard A. (2006) *The »Nag Factor« and Children's Product Categories*. In: International Journal of Advertising, Nr. 2, 157–187.
- Brody, Gene H. et al. (1996) *Parent-Child Relationships, Family Problem-Solving Behavior, and Sibling Relationship Quality: The Moderating Role of Sibling Temperaments*. In: Child Development, Nr. 3, 1289–1300.
- Buckingham, David/Sefton-Green, Julian (2003) *Gotta Catch 'em All: Structure, Agency and Pedagogy in Children's Media Culture*. In: Media, Culture & Society, Nr. 3, 379–399.
- Bueb, Bernhard (2006) *Lob der Disziplin*. Berlin.
- Bueb, Bernhard (2008) *Von der Pflicht zu führen. Neun Gebote der Bildung*. Berlin.
- Cook, Daniel Th. (2004) *The Commodification of Childhood: The Children's Clothing Industry and the Rise of Child Consumer*. Durham.
- Craig, Lyn (2005) *How Do They Do It? A Time-Diary Analysis of How Working Mothers Find Time for the Kids*. Social Policy Research Center. Sidney.
- Cross, Gary (2004) *The Cute and the Cool. Wondrous Innocence and Modern American Children's Culture*. Oxford/New York.
- Darian, Jean (1998) *Parent-Child Decision-making in Children's Clothing Stores*. In: International Journal of Retail and Distribution Management, Nr. 11, 421–428.
- Dittmar, Helga (2007a) *Consumer Culture, Identity and Well-being. The Search for the »Good Life« and the »Body Perfect«*. Hove, East Sussex.
- Dittmar, Helga (2007b) *The Costs of Consumer Culture and the »Cage Within«: The Impact of Material »Good Life« and »Body Perfect« Ideals on Individuals' Identity and Well-Being*. In: Psychological Inquiry, Nr. 1, 23–31.
- Downie, Christian/Glazebrook, Kate (2007) *Mobile Phones and Consumer Kids*. Australia Institute Research Paper, Nr. 41. The Australia Institute. Canberra.
- Dungan, Nathan (2003) *Prodigal Sons & Material Girls. How Not to be Your Child's ATM*. New York.
- Goldberg, Marvin E. et al. (2003) *Understanding Materialism among Youth*. In: Journal of Consumer Psychology, Nr. 3, 278–288.

- Gotthelf, Jeremias (1989) *Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf*. Basel.
- Gregan-Paxton, Jennifer/ John, Deborah R. (1997) *The Emergence of Adaptive Decision Making in Children*. In: Journal of Consumer Research, Nr. 1, 43–56.
- Gregory Thomas, Susan (2007) *Buy, Buy Baby: How Consumer Culture Manipulates Parents and Harms Young Minds*. Boston.
- Gunter, Barrie/ Furnham, Adrian (1998) *Children as Consumers: A Psychological Analysis of the Young People's Market*. London.
- Higonnet, Anne (1998) *Pictures of Innocence. The History and Crisis of Ideal Childhood*. London.
- Hindman, Hugh D. (2002) *Child Labor: An American History*. New York.
- Hurrelmann, Klaus/ Albert, Mathias (2006) *Jugend 2006. 15. Shell-Jugendstudie. Eine pragmatische Jugend unter Druck*. Frankfurt a. M.
- Jacobson, Lisa (2004) *Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century*. New York.
- Kids-Verbraucher-Analyse (2006) *Markt/ Mediauntersuchung zur Zielgruppe 6 bis 13 Jahre*. Berlin.
- Klein, Naomi (2002) *No Space, No Choice, No Jobs. No Logo*. New York.
- Lees, Stella (1985) *Taste and Table Manners: Class and Gender in Children's Books of the 1950s*. In: Journal of Sociology, Nr. 2, 174–193.
- Linn, Susan (2004) *Consuming Kids. The Hostile Takeover of Childhood*. New York/ London.
- McGavran, James H. (ed.) (1999) *Literature and the Child. Romantic Continuations, Postmodern Contestations*. Iowa City.
- McNeal, James U. (1987) *Children as Consumers: Insights and Implications*. New York.
- McNeal, James U. (1992) *Kids as Consumers: A Handbook of Marketing to Children*. New York.
- Neill, Alexander Sutherland (1965) *Erziehung in Summerhill. Das revolutionäre Beispiel einer freien Schule*. München.
- Pakaslahti, Laura et al. (1998) *Parents' Social Problem-Solving Strategies in Families with Aggressive and Non-Aggressive Girls*. In: Aggressive Behavior, Nr. 1, 37–51.
- Palan, Kay M./ Wilkes, Robert E. (1997) *Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making*. In: Journal of Consumer Research, Nr. 2, 159–169.
- Pleck, Elizabeth H. (2000) *Celebrating the Family: Ethnicity, Consumer Culture, and Family Rituals*. Cambridge, Mass./ London.
- Pocock, Barbara/ Clarke, Jane (2004) *Can't Buy Me Love? Young Australians' Views on Parental Work, Time, Guilt and their Own Consumption*. The Australia Institute. Canberra.
- Report (2004) *Report of the APA Task Force on Advertising and Children. Section: Psychological Issues in the Increasing Commercialization of Childhood*. APA (American Psychological Association). Unpubl. Paper. February 20, 2004. Washington, D. C.
- Sammond Durham, Nicholas (2005) *Babes in Tomorrowland: Walt Disney and the Making of the American Child, 1930–1960*. Durham, NC.
- Schor, Juliet B. (2004) *Born to Buy. The Commercialized Child and the New Consumer Culture*. New York.
- Seiter, Ellen (1995) *Sold Separately: Children and Parents in Consumer Culture*. Brunswick, NJ.
- Speitkamp, Winfried (1998) *Jugend in der Neuzeit: Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Göttingen.
- Straus, Murray A. (2001) *Beating the Devil Out of Them: Corporal Punishment in American Families*. Piscataway, NJ (2nd edition).
- Tyler, Melissa (2005) *Growing Customers: Childhood, Consumer and Service Work*. Paper presented at the 4th International Critical Management Studies Conference. Unpubl. Manuscript. Loughborough, Leicestershire.
- van Gennep, Arnold (1909) *Les rites de passage*. Paris (deutsche Ausgabe 2005: Übergangsriten. Frankfurt a. M.).
- Winterhoff, Michael (2008) *Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit*. Unter Mitarbeit von Carsten Tergast. Gütersloh.

Kontakt:
oelkers@paed.uzh.ch